

**Prof. Dr. Dorothea Wendebourg**, *Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin*

Letzter Sonntag nach Epiphania, 5. Februar 2017, 18 Uhr

Predigt über 2. Korinther 4,6-10

Liebe Gemeinde!

Der Predigttext steht im 2. Brief des Paulus an die Korinther, Kapitel 4, Verse 6-10:

Denn Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi. Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns. Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Wir tragen allezeit das Sterben Jesu an unserm Leibe, auf dass auch das Leben Jesu an unserm Leibe offenbar werde.

Anspruchsvoller, selbstbewusster, maßloser geht es nicht. Da vergleicht jemand sein persönliches Christwerden mit der Schöpfung des Lichts. Da stellt einer sein eigenes Zum-Glauben-Kommen auf eine Stufe mit der Erschaffung der Welt: „Der Gott, der sprach: `Es werde Licht!`, der hat Licht werden lassen in mir.“

Mit jenem ersten „Es werde!“ hat alles begonnen. Als Gottes erster Befehl das Licht erstrahlen ließ, da war das Grundlegende, Entscheidende geschehen: Nun konnte es die Zeit geben, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Stunden und Jahre. Nun konnte es Erkenntnis geben, Wahrnehmung, Analyse, Denken und Urteilen. Nun konnte es Beziehung geben, Angezogen- und Abgestoßenwerden, Liebe und Abneigung, Nähe und Distanz. Nun konnte es Reiz und Empfindung geben, Wärme und Freude, Schönheit und Glück. Mit dem Licht war der Raum gesetzt, den alle anderen Schöpfungswerke, Pflanzen, Tiere, Menschen, auszufüllen hatten. In jenem ersten Schöpfungstag, den Gott aus Abend und Morgen werden ließ, waren alle anderen Schöpfungstage schon mit da.

Mit der Erschaffung des Lichtes war das Entscheidende da – die ganze große Welt. Und ausgerechnet damit vergleicht der Apostel eine Veränderung, die sich in seinem kleinen Innenraum zugetragen hat. Eine Veränderung des Denkens in seinem Kopf, eine Veränderung des Fühlens in seinem Herzen. Rein persönliche Vorgänge auf einer Ebene mit dem kosmischen Urknall, subjektive Verschiebungen gleichgesetzt mit dem objektiven Faktum schlechthin. So groß können wir von dem, was sich in uns abspielt, kaum denken. Was durch unseren Kopf geht, das sind luftige Gebilde – ein Gedanke, ein Einfall, der den anderen jagt. Und was unser Herz bewegt, das ganze Knäuel von Empfindungen und Gefühlen, ist erst recht ein flüchtiges Hin und Her. Alles „subjektiv“, sagen wir dann – und das soll heißen, unzuverlässig, willkürlich, nichts, worauf man sich im Ernstfall berufen kann. Lieber Paulus, vielleicht passt der kosmische Vergleich zu deinem apostolischen Innenleben. Für unsereinen, den Allerweltmenschen, den gewöhnlichen Gemeindechristen ist der Vergleich schlicht überdimensioniert.

Doch so einfach lässt uns der Apostel nicht davonkommen. Gewiss, in unserer Passage des Zweiten Korintherbriefes spricht er von sich, seinem apostolischen Weg und Auftrag. Doch er spricht keineswegs nur von sich. Er spricht im Plural, von „unseren Herzen“. Sich und uns zusammenschließend, beschreibt der Apostel einen Vorgang, der durch ihn und mit ihm uns alle betrifft. Wir, Sie und ich, jeder hier im Dom ist gemeint; unser aller Herzen und Köpfe sollen die Räume sein, in denen solch ein Schöpfungsakt geschieht, wie ihn unser Text beschreibt.

„Alles subjektiv“, was sich im Herzen und im Kopf abspielt, in der Tat. Aber, liebe Gemeinde – ist nicht das, was in unserem Kopf und Herzen vor sich geht, für uns das Allerwichtigste? Angst und Freude, Liebe und Hoffnung, Sorge und Neid, Zorn und Mitleid – sind das nicht die Triebkräfte, die unser Leben bewegen? Gewiss, sie sind subjektiv. Doch sind sie damit weniger mächtig? Haben wir es in der Hand,

diese Kräfte einfach abzustellen oder einzuschalten? Und erst das, was hinter all diesen Regungen liegt, unsere innere Richtung, die alles Denken und Fühlen, alle Wünsche und Ängste steuert? Unser Bild vom gelungenen Leben, das dirigiert, was wir wollen und was wir fürchten? Unsere Vorstellung von uns selbst, die insgeheim oder offen darüber entscheidet, wie wir sein und wie wir auf keinen Fall sein wollen? Das machen wir nicht, das finden wir in uns vor. Und wenn wir meinen, wir könnten es machen, verändern, austauschen, dann doch nur so, dass uns auch dabei ein schon gegebener innerer Kompass bestimmt.

Der Apostel Paulus spricht in unserem Predigttext von der erstaunlichen Erfahrung, dass es doch geschah. Dass die Kompassnadel im Zentrum seines Lebens sich um 180 Grad drehte. Dass seine Vorstellung vom Gelingen und Misslingen, seine tiefsten, lebensbestimmenden Ängste und Wünsche tatsächlich von Grund auf andere wurden. Was richtiges und gutes Leben ist, was er liebte und was er verabscheute, wie er sein und wie er auf keinen Fall sein wollte, darüber hatte es keinerlei Zweifel gegeben. Dafür hatte ihm Gottes Gesetz gestanden, die Gebote und Verbote, die er als frommer, gelehrter Jude von Jugend an aufgesogen hatte. Dies Gesetz war ihm alles bestimmender Wegweiser und Leitbild gewesen. So hatte er sein wollen, dafür alles gegeben und „schnaubend“ (Apg.9,1) in heiligem Zorn jeden Abweichler verfolgt. Wenn dies alles gleichwohl ins Wanken geriet, wenn sein Leben sich drehte und eine ganz neue Richtung nahm – dann konnte das nicht aus ihm selber kommen. Dann musste das eine Verwandlung von außen sein. Neuschöpfung. Göttliches Tun – so wunderbar und unableitbar wie die Schöpfung der Welt. Der Gott, der sprach: „Es werde Licht!“, er hatte einen hellen Schein in Paulus` Herz gegeben.

Wie die Apostelgeschichte erzählt, erfuhr Paulus diese Neuschöpfung in einem besonderen Erlebnis. Eine Lichterscheinung, die vom Himmel kam, warf ihn nieder und machte für eine Weile seine Augen blind. Doch das überwältigende Licht kam nicht als anonyme Naturgewalt, sondern es hatte eine Stimme: „Der dich hier überwältigt, das bin ich, Jesus von Nazareth.“ Mit diesem Wort geht das Licht nicht nur am Himmel, damit geht „der helle Schein“ in Paulus, in seinem Herzen auf. Denn er hört Jesus von Nazareth mit göttlicher Stimme sprechen. Das vorhin verlesene Evangelium (Mt.17,1-9) hat in anderer Weise dasselbe gesagt: Die Jünger sahen Jesus „verklärt“ vor ihren Augen, „und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht.“ Und Gott sprach vom Himmel: „Dies ist mein lieber Sohn.“ Mit den Worten unseres Predigttextes: Die Jünger sahen den „Lichtglanz“, die „Herrlichkeit“ Gottes auf dem Angesicht Jesus Christi.

Liebe Gemeinde, eben darauf läuft alles hinaus: Die Neuschöpfung, die Erleuchtung des Herzens geschieht so, dass Gott sich neu sehen lässt. Dass er anders ist, als Paulus gemeint hatte und wir meinen. Und das heißt zugleich: dass wir anders sein können, als Paulus gemeint hatte und wir meinen. Was der „lichtglänzende“, „herrliche“ Gott ist, das lässt sich an dieser Person ablesen, Jesus von Nazareth, an seinen Worten und seinem Lebensweg: ein Gott der Hingabe, der Vergebung und der Barmherzigkeit. Und was wir sein können, das zeigt sich, wenn wir von seinem Licht ergriffen werden: Menschen, die sich auf den in Jesus erschienen Gott verlassen, aus seiner Liebe leben und diese Liebe weitergeben. Wo das geschieht, da wird tatsächlich Licht – ein schöpferischer Eingriff, wie ihn nur Gott zustande bringt. Licht, das unzählige einzelne Leben von innen her verändern, erleuchten und erwärmen will, Ihres und meines. Licht, das uns zur Kirche zusammenschließt, der Gemeinde der Erleuchteten. Licht, das die alte Welt schon hier und da zurechtbringt und das hinzielt auf die Erneuerung aller Welt. Weil es sich so verhält, deshalb ist der Anspruch des Apostels keine Übertreibung, sondern die sachgerechte Anwendung des Schöpferworts vom Anfang der Heiligen Schrift. Wo uns Gottes Herrlichkeit auf dem Angesicht Jesu Christi aufstrahlt, da wird wahrhaftig „aus Abend und Morgen ein neuer Schöpfungstag“ (s. Gen.1,5).

Fürwahr – ein glanzvolles Panorama, das der Apostel uns hier vor Augen stellt, strahlend und hell. Aber, so müssen wir nüchtern sagen, das ist doch alles weit weg von der Wirklichkeit unseres Christenlebens und unserer Kirche. Wenn wir uns ansehen, würden uns wohl kaum die Attribute „hell“ und „strahlend“ einfallen, sondern eher „grau in grau“: Ein Hin- und Herschwanken zwischen dem Leben im Licht Jesus Christi und im trüben Schein unserer eigenen Funzel. Ein Umgang miteinander, bei dem oft wenig zu spüren ist von dem, was uns als Christen und als christliche Gemeinde beseelt. Ein Mangel an geistlicher Ausstrahlung, der selten nach draußen dringen lässt, dass Gott es unter uns hat „Licht werden“ lassen. Ein allgemeiner Eindruck der Energielosigkeit und Mittelmäßigkeit. So sieht es bei uns aus. Paulus entwirft ein großartiges Ideal – aber von uns Christen aus Fleisch und Blut spricht er nicht.

Doch, liebe Gemeinde, er spricht von uns Christen, hier und heute. Von dem uns zuteilgewordenen göttlichen Licht. Von unserem „Schatz“, wie er gleich darauf sagt. Und das nicht etwa, weil er die Wirklichkeit durch eine rosarote Brille betrachtet, die Schwächen verschönt und verschweigt, wie wir es aus manch kirchlicher Verlautbarung kennen. Nein – so hymnisch er vom Licht, unserem Schatz spricht, so weit ist er davon entfernt, die Schatzträger zu idealisieren. Vielmehr macht er schon selbst, schon in der Frühzeit der gerade geborenen Kirche die Erfahrung, dass sie alles andere als eine herrliche, ideale Größe ist. Der Apostel ist Realist. Und so benennt er die Christen, ohne seine Aussagen über den Glanz ihrer Gabe im Geringsten zurückzunehmen, mit einem Bild, das unseren nüchternsten, despektierlichsten Urteilen nicht nachsteht: Die Gemeinde besteht aus irdenen Gefäßen. Die Christen sind aus Ton.

Tontöpfe – das sind die billigsten und unscheinbarsten Gefäße, die man in einem antiken Haushalt besitzt, Geschirr für die Armen, für die kleinen Leute ohne Geld und Geschmack. Vor allem aber sind Tontöpfe zerbrechlich – ein Schlag, ein Stoß, und das Ding liegt in tausend Scherben. Mit einem solchen gewöhnlichen, billigen, zerbrechlichen Gefäß vergleicht der Apostel sich und die auf seinen Schultern stehende Christenheit. Töpferware. Und nicht genug damit – Töpferware, der das Schlimmste widerfährt, was einem Tontopf geschehen kann: Tagtäglich wird auf sie eingeschlagen, sie wird hin- und her gestoßen, unerträglich strapaziert. Verfolgung von außen, Missgunst im Inneren, an die Grenze der Spaltung führende Streitigkeiten über die rechte Verkündigung des Evangeliums, Mutlosigkeit, Erschöpfung – das ist der Alltag des Apostels und seiner Gemeinde. Dramatischer als unsere kirchliche Wirklichkeit, historisch hier und da anders, aber im Grunde dasselbe Bild, das auch wir so gut kennen: eine Christenheit, die vielfältig erschüttert ist, zerrissen, mutlos, ohne Kraft.

Ein Tontopf, der solche Erschütterung erfährt, wie Paulus sie beschreibt, geht in die Brüche. Ein Stoß dieser Art, und das Gefäß liegt in Scherben da.

Indessen – von einem Scherbenhaufen spricht der Apostel nicht. Die Schwäche, die Zerbrechlichkeit, die tödliche Bedrohung, die angesichts ihrer jede Erschütterung bedeuten muss – all das verbindet die Christenheit mit dem Tongeschirr. Das tatsächliche Schicksal aber nicht. Das werden Tontöpfe herumgestoßen, die gleichwohl ganz bleiben: Von außen und innen in Frage gestellt – und doch lebt die Kirche fort. Von Richtungskämpfen zerrissen – und doch halten es die Beteiligten für wert, sich mit allen Fasern um dieselbe Sache zu streiten. Von Routine, Zweifeln und Freudlosigkeit gezeichnet – und doch bleiben Menschen bei der Stange, kommen immer wieder neue hinzu. Es ist erstaunlich, aber das billige, brüchige Material hält trotz alledem – irgendwie.

Nein, nicht irgendwie, korrigiert der Apostel. Die Tontöpfe werden zusammengehalten. Und das paradoxerweise von dem, was darinnen liegt, dem in ihnen aufbewahrten Schatz. Paradoxerweise – denn an und für sich legt man einen Schatz ja in ein Behältnis, damit er darin konserviert und geschützt wird, Und so käme kein vernünftiger Mensch auf den Gedanken, einen Schatz ausgerechnet in einem Tontopf zu verstauen. Nur Kinder benutzen tönernen Sparschweine, und die sind bekanntlich zum Zerbrechen da. Nein, richtige Schätze brauchen einen Tresor, dort allein sind sie sicher verwahrt.

Gott macht es umgekehrt. Er legt den Schatz seiner Herrlichkeit in wenig imponierende, schwache, zerbrechliche Gefäße: in uns tönernen Christenmenschen. Er, dessen Glanz auf dem Angesicht eines machtlosen, sterblichen Menschen liegt, lässt sein schöpferisches Licht in mittelmäßigen, schwachen, fehlsamen Zeitgenossen leuchten. Nicht etwa, weil er nicht anders könnte. Vielmehr haben wir „diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die Übermacht der Kraft Gottes Sache sei und nicht aus uns stamme.“ Unsere tönernen Gestalt ist letztlich die Kehrseite dessen, dass sich Gott alle Macht, Leben, neues Leben, ewiges Leben zu schaffen und zu tragen, selbst vorbehält.

Gerade so aber wird das Tongefäß zum Hinweis, der den Blick über sich hinaus lenkt. Der Schatz, der das Gefäß erhält, kann nicht nur darin nicht konserviert werden, er will darin auch gar nicht konserviert werden. Er will ausstrahlen, immer neue Herzen erleuchten, immer mehr Leben erwärmen, der Herrlichkeit Gottes immer mehr Räume schaffen in dieser Welt. Weil das so ist, weil Gott selbst dafür sorgt, dass das Licht aus der Finsternis hervorleuchtet, darum können wir gewiss sein: Es wird aus Abend und Morgen immer wieder ein neuer Tag – im Leben auch der Christen und der Kirche.

Amen.

